

Zu Situation und Zukunft des Faches Musikwissenschaft

von Detlef Altenburg, Hanspeter Bennwitz, Silke Leopold und Christoph-Hellmut Mahling

Wir veröffentlichen hier die Begrüßung des Präsidenten der Gesellschaft für Musikforschung anlässlich der Jahrestagung 2001 in Hannover und die gemeinsame Erklärung des Vorstandes.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,

hiermit darf ich Sie sehr herzlich zu unserem Internationalen Kolloquium und zur Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung in Hannover willkommen heißen. Ich freue mich besonders, dass auch einige Kolleginnen und Kollegen aus dem Ausland an unserer Veranstaltung teilnehmen.

Die Tatsache, dass eine Musikhochschule eine Jahrestagung unserer Gesellschaft ausrichtet, hat in der jetzigen hochschulpolitischen Situation zugleich Symbolwert. Ich darf mich daher sehr herzlich für die Gastfreundschaft bei Ihnen, sehr geehrter Herr Präsident Behne, bedanken. Mein besonderer Dank gilt aber Ihnen, lieber Herr Edler, da Sie, gemeinsam mit Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Hauptlast bei der Planung, der Vorbereitung und jetzt der Durchführung dieser Tagung zu tragen hatten und noch haben. Darüber hinaus möchte ich denjenigen Kolleginnen und Kollegen Dank sagen, die entweder durch ihre wissenschaftlichen oder musikalisch-praktischen Beiträge diese Tagung mitgestalten und somit zugleich auch zu deren Gelingen beitragen. Möge es zu guten wissenschaftlichen Gesprächen, zu einem fruchtbaren wissenschaftlichen Austausch, etwa in den verschiedenen Fachgruppen, oder einfach auch zu menschlichen Begegnungen kommen.

Sie, lieber Herr Behne, haben schon auf Probleme hingewiesen, die uns alle berühren. Mit Sorge erfüllt uns darüber hinaus die zunehmende Schließung von Instituten und der Abbau von Lehrstühlen an den Universitäten sowie generell die Einsparungsmaßnahmen im personellen Bereich. Es ist vor allem ein seltsames Verfahren, wenn im Zuge dieser Sparmaßnahmen freie Stellen zunächst nicht mehr besetzt, sodann aber Institute mit der Begründung der Unterbesetzung – meist sogar von den eigenen Universitäten – gleichsam zum Abschluss freigegeben werden. Doch nicht nur diese Vorgänge beunruhigen uns, sondern viel nachdrücklicher die Tatsache, dass unser Fach insgesamt zur Disposition zu stehen scheint. Und daher erlauben Sie mir, auch im Namen des ganzen Vorstandes, also meiner Vorstandskollegin Silke Leopold und meiner Vorstandskollegen Detlef Altenburg und Hanspeter Bennwitz, und gleichsam als deren „Sprachrohr“, noch einige Gedanken zur Situation und zur Zukunft unseres Faches vorzutragen.

Zu den Grundprinzipien der Wissenschaft gehört es, dass sie ihre eigenen Methoden, aber auch ihre Fragestellungen immer wieder auf den Prüfstand stellt. Die Gesellschaft für Musikforschung hat dies seit ihrem Bestehen explizit nie getan, obwohl jede Jahrestagung in ihren wissenschaftlichen Symposien von eben jenen Grundprinzipien lebt. An den geradezu epidemischen Kassenstürzen der jüngsten Jahrhundertwende hat sich die Musikwissenschaft nicht beteiligt. Angesichts der tiefgreifenden Umbrüche, die in den

vergangenen Jahrzehnten nicht nur die Gesellschaft, sondern auch das deutsche Universitätssystem durchlaufen hat und gegenwärtig durchläuft – als Stichworte seien nur genannt: Probleme der multikulturellen Gesellschaft, der Globalisierung und der Technologisierung – erscheint es aber notwendig, sich über die Konsequenzen klar zu werden, die sich hinsichtlich des Gegenstandes, aber auch hinsichtlich der Frage- und Aufgabenstellung der Musikwissenschaft in einer völlig veränderten Situation des Musiklebens ergeben. Dabei sollte es, wie Ludwig Finscher es in seinem Vortrag beim Kongress in Halle mahnend formuliert hat, nicht zu einer „Verengung der fachlichen Horizonte“ und nicht zu einer „Anpassung nach unten“ kommen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Verdrängung der Reflexion über die Position des Faches und seiner führenden Repräsentanten in der Zeit des Nationalsozialismus hat die Musikwissenschaft an einem scheinbar als ideologisch unbelastet geltenden Gegenstand ein wesentliches Element der kulturellen Identität der jungen Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik erschlossen. Die Ausbildung eines eigenen Wissenschaftsverständnisses Ost und eines eigenen Wissenschaftsverständnisses West hat mehrere Generationen von Wissenschaftlern geprägt, bis mit der Wiedervereinigung auch in der Musikwissenschaft diese Trennung der Systeme obsolet geworden ist. Dass in diesem Zusammenhang die positiven Ansätze der Musikwissenschaft der DDR auf der Strecke blieben, darf bei einer kritischen Bestandsaufnahme nicht unterschlagen werden. Inwiefern das Fach als Wissenschaftsdisziplin über seine Aufgaben in der multikulturellen Gesellschaft seit den 70er-Jahren reflektiert hat und den neuen Perspektiven im Zeichen der Massengesellschaft und der Globalisierung gerecht wird, diesen Fragen muss sich die Musikwissenschaft stellen.

In einem Werbespot wird derzeit im Fernsehen für die Restaurierung des Speyerer Doms geworben. Der Spot endet mit dem mahnenden Satz: „Denn Vergangenheit braucht Zukunft.“ Wir finden, dass viel eher umgekehrt ein Schuh daraus wird: Zukunft braucht Vergangenheit. Gerade in jüngster Zeit wurde die Diskussion um die „Geschichtsvergessenheit“ in Deutschland neu entfacht, um eine Haltung, die in Deutschland zwar besondere politische Implikationen hat, die aber einem allgemeinen Trend der westlichen Welt folgt: Fortschritt heißt hier immer mehr, Altes über Bord werfen; der Blick nach vorn macht nach dieser Ideologie den Blick nach hinten überflüssig, zumal die Zeit, die er in Anspruch nähme, für den Erwerb immer größeren materiellen Wohlstandes fehle. Nun weiß jeder Autofahrer, dass der Blick in den Rückspiegel für das sinnvolle Nach-vorn-Fahren unabdingbar ist. Und selbst in den Schulen, in denen der Geschichtsunterricht in den vergangenen dreißig Jahren immer weiter abgebaut wurde, setzt sich inzwischen die Erkenntnis wieder durch, dass Geschichtswissen nicht nur Ballast, sondern auch Entscheidungshilfe für Problemlösungen der eigenen Zeit sein kann. Von einem „Kreuzzug“ wird vielleicht jemand, der eine Ahnung davon hat, was dieses Wort historisch alles impliziert, nicht so gedankenlos sprechen.

Musikwissenschaft ist aber, zumindest partiell, ein Teil der Geschichtswissenschaften, und zudem einer, der mehr als jede andere Geschichtswissenschaft im täglichen Leben präsent ist. Zwar gehören Kulturtechniken wie Singen oder ein Instrument spielen nicht mehr unfraglich zum Ausbildungsprogramm von Kindern, doch ist dafür Musik überall präsent, und damit ist nicht nur das allgegenwärtige Gedudel in Supermärkten, U-Bahnhöfen oder

Restaurants gemeint, nicht nur die Musik, die wir uns zu jeder Zeit und in jeder Art durch Rundfunk, CD, Fernsehen und Internet ins Wohnzimmer holen können, sondern auch und vor allem die Musik bei allen rituellen Anlässen – in den Gottesdiensten, bei Beerdigungen, bei Preisverleihungen, Jahresfeiern, Staatsakten und und und. Musik gehört ganz selbstverständlich zu unserer Kultur – wie selbstverständlich, mache man sich einmal in dem Gedankenspiel klar, es würde plötzlich keine Musik mehr geben: Unser Leben sähe völlig anders aus. Es gibt vermutlich genauso viele aktive Musiker wie aktive Fußballer und, allein in München, mehr Konzertbesucher als zahlende Fußballfans.

Dieses Potential sollten wir nutzen. Das Problem dabei ist allerdings: Selbstverständlichkeit und Unreflektiertheit liegen leider oft nahe beieinander. Eine unserer Aufgaben wäre es, der Gesellschaft, zu der wir gehören, stärker zu vermitteln, wie präsent Musik im Leben jedes Einzelnen, und wie wichtig deshalb die Beschäftigung mit ihr, auf allen denkbaren Ebenen ist – praktisch und theoretisch, historisch und systematisch, in unserer Kultur und in anderen Kulturen. Die Geisteswissenschaften, die im Augenblick alle mit dem Rücken zur Wand stehen, weil populistisch und nur betriebswirtschaftlich denkende „Reformer“ sie als Einsparungspotential entdeckt und deshalb für weitgehend überflüssig erklärt haben, sollten aus der Defensive heraustreten und sich in einer historischen Situation, in der selbst Staatsoberhäupter das Wort „Kultur(en)“ wieder in den Mund nehmen, als Gesprächspartner auch für Diskussionen darüber anbieten, was denn damit gemeint sein könnte, und was unser Leben, jenseits des jederzeit gefährdeten materiellen Wohlstandes, lebenswert macht.

Wenn man Wissenschaft als einen von vielen möglichen Wegen begreift, die Welt zu verstehen und durch Erkenntnis zu verbessern, so hat die Musikwissenschaft für solche Diskussionen gute Argumente. Unter den Exportartikeln Europas dürfte Musik der langlebigste und der erfolgreichste sein. Dass das nicht unbedingt etwas mit Kolonialismus zu tun hat, sei nur an zwei Beispielen angedeutet: In Japan, das nie eine Kolonie war, spielt die europäische Musik bekanntlich eine sehr wichtige Rolle, während Indien, jahrhundertlang unter britischer Kolonialmacht, bis heute seine eigene Musikkultur bewahrt. Musik leistet außerdem in Europa selbst all das, was zur Zeit einmal wieder als wichtige Werte gehandelt wird: Sie ist völkerverbindend, grenzüberschreitend, kulturvermittelnd. Die Multinationalität, die heute beispielsweise in Orchestern die Regel ist, lässt sich im Musikleben bis in frühe Zeiten zurückverfolgen, und die Musik selbst war zu allen Zeiten auch immer das Ergebnis einer interkulturellen Auseinandersetzung. Wir sollten diesen Aspekt, der die gesamte Musikgeschichte prägt, durchaus mit Selbstbewusstsein betonen.

Eines der Probleme, mit denen jede Wissenschaft, und besonders die Geschichtswissenschaften zu kämpfen haben, ist der lange Atem einerseits, den Forschung und Lehre brauchen, und andererseits die kurzfristige Nachfrage nach spektakulären Ergebnissen in rascher Folge. Dies kann die Musikwissenschaft ebenso wenig bieten wie andere Geisteswissenschaften. Aber auch das kann den Geisteswissenschaften eher zum Vorteil gereichen, wenn sie es denn entsprechend zu vermitteln in der Lage wären. Klaus Staeck hat vor sechs Jahren ein Plakat mit dem Spruch herausgebracht: „Ein Volk, das solche Fußballer, Boxer, Rennfahrer, Tennisspieler hat, kann auf seine Universitäten ruhig verzichten.“ Der Spruch war damals schon bitter wahr. Heute aber, nur eine Handvoll Jahre danach, wo nun von den genannten Sportlern bzw. Sportarten nur noch ein Rennfahrer übrig geblieben ist, hat er, sozusagen von der anderen Seite und ex negativo, noch eine neue Bedeutung bekommen.

Im Fächerkanon der Universitäten und in der Regel der Philosophischen Fakultät zugehörig, haben sich die traditionellen Zweige der Musikwissenschaft als historische, systematische und ethnologische Disziplin bereits vor dem Zweiten Weltkrieg unterschiedlich entwickelt. Das Fach expandierte als Universitätsdisziplin im Kanon der geisteswissenschaftlichen Universitätsfächer, vor allem als Teil der historisch-philologisch arbeitenden Disziplinen primär auf dem Gebiet der Historischen Musikwissenschaft. Dass im Übrigen nicht nur musikhistorische Themen, sondern auch manche der musikethnologischen Projekte in der Zeit des Nationalsozialismus unter klaren Zielvorstellungen der Rassenideologie instrumentalisiert wurden, sei hier nicht verschwiegen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich das Fach Musikwissenschaft im Fächerkanon nahezu aller Universitäten fest etabliert und wurde auch bei den zahlreichen Universitätsneugründungen integraler Bestandteil des Fächerkanons. Dabei entwickelte sich die Musikwissenschaft von einem sogenannten kleinen Fach zu einem der Fächer mittlerer Größe. Zunehmend kam es zu einer Erweiterung durch die Einrichtung weiterer Professorenstellen, was zugleich allerdings zu Spezialisierungen im historischen Bereich, aber auch zur Einrichtung der so wichtigen Zweige Musikethnologie und Systematik führte. Im Jahre 1979 forderte die Gesellschaft für Musikforschung mit großem Nachdruck in einem Memorandum die Einrichtung systematischer und musikethnologischer Lehrstühle an jedem musikwissenschaftlichen Institut. Allerdings auch schon damals erfolglos. Heute wäre darüber nachzudenken, ob es nicht sinnvoll wäre, personal- und interessenabhängig lokale Schwerpunkte für diese Fächer, allerdings mit entsprechender Ausstattung, zu bilden bzw. diejenigen Ausbildungsorte, an denen noch entsprechende Lehrstühle bestehen, nachdrücklich zu stärken. Nicht jeder kann und nicht jeder muss schließlich alles machen.

Zu den folgenreichen Entwicklungen der Neustrukturierung der Hochschulen und Universitäten zählt das Auseinanderdriften von (historischer) Musikwissenschaft und Musikpädagogik, letztere ehemals eine Teildisziplin der Musikwissenschaft. Dabei ist immer wieder die Rolle der Musikwissenschaft in der Ausbildung der Schulmusiker ins Blickfeld geraten. Natürlich hatte auch die zunehmende Verselbständigung der Musikpädagogik eine gewisse Logik. Um jedoch den Graben zwischen den Lagern nicht noch zu vergrößern, hat die entsprechende Fachgruppe der Gesellschaft für Musikforschung über lange Jahre hinweg den Dialog gepflegt, wobei sich die Kollegen der hiesigen Musikhochschule durch besonderes Engagement auszeichneten, bis er für fast zehn Jahre völlig zum Erliegen kam und erst im vergangenen Jahr wieder aufgenommen wurde.

Eine wesentliche Veränderung bahnte sich in den 1970er-Jahren an den Musikhochschulen an, als entsprechend den Kunsthochschulgesetzen der Länder nicht nur Professuren für Musikgeschichte eingerichtet, sondern diese zunehmend in Professuren für Musikwissenschaft umgewandelt wurden. Die Verleihung des Promotions- und Habilitationsrechts an die Musikhochschulen war nur ein letzter Schritt in dieser Entwicklung. Zu dieser eigenständigen Musikwissenschaft an den Musikhochschulen hatten einzelne Universitäten schon früh alternative Lösungen erprobt, wo die Ausbildung der Schulmusiker zu den Lehraufgaben der universitären Musikwissenschaft gehört. In Detmold-Paderborn gründete Arno Forchert ein gemeinsames Musikwissenschaftliches Institut von Universität und Musikhochschule, und das neue Modell Weimar-Jena greift dieses Modell mit Varianten auf.

Die Probleme, die mit einer Stärkung der Musikwissenschaft an den Musikhochschulen bei gleichzeitigem Abbau der universitären Musikwissenschaft einhergehen, sollten nicht verharmlost werden. Da die musikwissenschaftlichen Professuren an den Musikhochschulen in der Regel über keine weitere personelle und nur begrenzte Sachausstattung verfügen, wird der Bereich der Lehre zwar sehr gut wahrgenommen, für den Bereich der musikwissenschaftlichen Forschung aber gibt es hier so gut wie keine Chancen mehr. Wenn schon eine „Verlagerung“ gewollt ist, dann sollten aber die Lehrstühle für Musikwissenschaft auch richtige Institute mit entsprechender Ausstattung erhalten und dafür sorgen, dass die Anbindung an die Geisteswissenschaften nicht verloren geht, etwa durch Kooperationsvereinbarungen mit den Universitäten. Dies gilt in gleicher Weise für den Bereich der Bibliothek. Hinzu kommt, dass, zumindest derzeit, für die bisher von den Universitäten getragene Nachwuchsförderung an der Musikhochschule die Voraussetzungen in der Infrastruktur fehlen. Noch wird der Bedarf an qualifiziertem Nachwuchs durch die universitäre Musikwissenschaft gedeckt. In Kürze kann das Fach indes vor derselben katastrophalen Nachwuchssituation stehen wie die Musikpädagogik. Ob der unverzichtbare Dialog mit den geisteswissenschaftlichen Nachbarfächern erhalten bleibt, ist von Standort zu Standort unterschiedlich zu bewerten. Aber auch unter diesem Aspekt kann die Verlagerung an die Musikhochschulen zu einer Reduzierung des Fragehorizontes führen. Bei den Kooperationsmodellen wird dies ein Aspekt sein, der über die künftige Qualität einer modernen transdisziplinär orientierten Ausbildung entscheidet.

Gegenüber der historischen Musikwissenschaft ist das Lehrangebot auf den Gebieten der Musikethnologie und der Systematischen Musikwissenschaft an den deutschen Universitäten gegenwärtig zweifellos zu knapp bemessen. Aber auch die Reduzierung der Stellen in der historischen Musikwissenschaft bringt verschiedene Institute an den Rand der Arbeitsfähigkeit. Ob eine Ausweitung des Lehrangebotes insbesondere im Bereich der Systematischen Musikwissenschaft, wie es vom Dachverband der Studierenden der Musikwissenschaft gefordert wird, über die bisherigen Standorte hinaus unter strukturellen Aspekten sinnvoll ist, steht keineswegs fest. Unter dem Aspekt der Profilschärfung und der Ausbildung von alternativen Ausbildungskonzepten ist es vielleicht doch sinnvoller, eher die Schwerpunkte in Hamburg, Halle, Berlin und Köln zu stärken als flächendeckend verdünnte Varianten anzustreben.

Jedes Institut, jedes Seminar an deutschen Universitäten und Hochschulen hat heute seine eigene Studienordnung, fordert eigene Voraussetzungen für das Studium, setzt eigene Akzente in der Lehre. Das ist gut so, und nicht nur, weil auf diese Weise die Vielfalt der Möglichkeiten, mit Musik wissenschaftlich umzugehen, betont wird, sondern auch der vielbeschworene Wettbewerb der Institute untereinander gefördert wird. Studierende haben heute nicht nur die freie Wahl des Studienortes, dessen über das Studium hinausgehende Attraktivität sicher die Entscheidung beeinflusst; sie haben auch die freie Wahl hinsichtlich der Art von Musikwissenschaft, die sie betreiben wollen. Das ist um so wichtiger, als die zahlreichen (nur scheinbar neuen) Richtungen, die die so genannte „New Musicology“ benennt, auf diese Weise nicht ausgegrenzt, sondern als jeweils gleichberechtigte Möglichkeiten angeboten werden, und als der fatalen Diskussion, welches nun die „richtige“ oder die „wichtige“ Musikwissenschaft sei, der Boden entzogen ist. Erfreulicherweise ist Deutschland geographisch überschau-

bar genug, so dass die Entscheidung für die eine oder die andere Art auch im praktischen Leben machbar ist.

Verbesserungsfähig ist hierbei allerdings die gegenseitige Anerkennung von Studienleistungen; dies vor allem auch im Hinblick auf die Mobilität im vereinigten Europa und im Hinblick auf das Zeitalter der „Module“ und „credit points“. Denn es ist, so Ulrich Teichler in seinem Beitrag über „Bachelor-Studiengänge und -abschlüsse in Europa“ (in: *Forschung und Lehre*, September 2001, S. 477 f.), zu erwarten, „dass innerhalb weniger Jahre alle kontinental-europäischen Länder eine Bachelor-Master-Struktur fast flächendeckend ... einführen werden. Die spannende Frage ist, welche curricularen Modelle die größte Überzeugungskraft in diesen Ländern [aber auch bei uns, könnte man ergänzen] gewinnen werden, in denen deutlich andere Grundvorstellungen zum Verhältnis von Studium und Beruf vorherrschen als dort, wo sich eine gestufte Studienstruktur früher durchgesetzt hat.“ Der Wechsel des Studienortes, und sei es nur für ein paar Semester, wird den Studierenden durch Studienordnungen erschwert, die deutlich starrer geworden sind als in früheren Zeiten. Soviel Vertrauen in die Qualität der Kollegen, wo immer sie lehren, sollte sein, dass ein Proseminarschein oder ein Hauptseminarschein oder eine Zwischenprüfung anerkannt werden kann.

Eines der Grundprobleme jeglicher universitärer Lehre ist das Verhältnis von Grundlagenforschung und angewandter Forschung, von Studium und Beruf. Es kann und soll in der Lehre nicht darum gehen, für „den“ Beruf des Musikwissenschaftlers auszubilden, weil es „den“ nicht gibt, sondern zahlreiche und sehr verschiedene Möglichkeiten offen zu halten. Die Berufsbilder des Musikwissenschaftlers aber haben sich in den vergangenen Jahrzehnten so stark gewandelt, dass das universitäre Fach im Interesse des eigenen Überlebens schlecht beraten wäre, darauf nicht zu reagieren. Beispiel Philologie: Natürlich muss sie ein zentrales Anliegen der Ausbildung sein, aber angesichts der finanziellen Entwicklungen bei den Editionsinsti-tuten und Gesamtausgaben wäre es dem studentischen Nachwuchs gegenüber wenig verantwortungsbewusst, wenn dieser Aspekt der Forschung nicht mit anderen kombiniert würde. Beispiel Wissenschaft: In Zeiten, in denen an Expansion kaum zu denken ist, beträgt die Selbstreproduktionsrate eines Hochschullehrers bestenfalls 1:1, es hieße die Augen vor der Realität verschließen, wenn man die universitäre Lehre primär darauf ausrichten würde, künftige Hochschullehrer auszubilden. Eine stärker auf spätere Berufsbilder des Musikwissenschaftlers ausgerichtete Lehre könnte die Attraktivität des Studiums steigern. Dabei sollte allerdings die Vermittlung musikwissenschaftlichen Grundwissens als Kern der Ausbildung nicht aus dem Auge verloren werden. Neben allgemeinen Überlegungen zur zukünftigen konzeptionellen Ausrichtung des Faches gilt es demnach, eine praxisbezogene musikwissenschaftliche Ausbildung ohne Substanzverlust anzubieten. Auch in diesem Zusammenhang ist es vielleicht sinnvoll, die derzeit mit Macht vorangetriebenen Reformen der Studienabschlüsse (Stichwort BA/MA statt Magister und Diplom) nicht nur als Untergang des Abendlandes zu begreifen, sondern auch als Chance, das Studium der Musikwissenschaft neu zu strukturieren und den veränderten Gegebenheiten ebenso anzupassen, wie das Studium zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach den damaligen Vorstellungen und Bedürfnissen strukturiert wurde. Eine stärker verschulte Ausbildung zu Beginn des Studiums, würde unter dem Aspekt der Verbesserung der Lehre in vielen Fällen auch strukturelle Probleme lösen helfen.

Eine stärkere Verschulung des Grundstudiums, ein Nachdenken über die Lehrinhalte in

den ersten Semestern wäre auch deshalb geboten, weil die Universitäten mit einer veränderten Situation hinsichtlich des schulischen Musikunterrichts konfrontiert sind: Nur noch sehr selten erreicht die schulische Vorbildung den Stand, den die Studienpläne der Universitäten voraussetzen. Das klavierspielende, chorerfahrene, in Harmonielehre einigermaßen fitte und mit musikhistorischem Grundwissen ebenso wie mit Repertoirekenntnissen ausgestattete Erstsemester, das viele Studienordnungen noch implizit voraussetzen, ist inzwischen eher eine *rara avis* geworden. Darüber zu lamentieren ist eine (berechtigte) Sache; Lösungswege für dieses Problem zu suchen und zu Beginn des Studiums Abhilfemöglichkeiten zu schaffen eine andere.

Zu diesen Abhilfemöglichkeiten gehört auch eine, die über die Mund-zu-Ohr-Lehre hinausgeht – und die betrifft die musikwissenschaftliche Publikation. Die vergangenen Jahrzehnte waren geprägt von einer immer stärkeren Ausdifferenzierung der Grundlagenforschung, von einem Auftürmen neuen und immer partikulärerem Wissens. Dabei geriet die Gesamtschau immer weiter aus dem Blick. Zugegeben: Sie ist auch durch eben diese umfangreiche Grundlagenforschung immer schwieriger geworden. Aber es kann nicht sein, dass Studierende, wenn sie Grundkenntnisse und einen Überblick über eine Epoche, eine Gattung, einen Ort oder einen Komponisten erwerben wollen, auf zwei Generationen alte Bücher oder auf englischsprachige Literatur zurückgreifen müssen. Es ist an der Zeit, neue Gesamtschauen auf der Basis der neueren Grundlagenforschung zu wagen. Dass dies viel zu selten geschieht, hat sicher auch mit einer gewissen Scheu derer, die es könnten, vor dem Urteil der Fachkollegen zu tun: Lehrbücher zu schreiben gilt leider immer noch als minderwertigere Form des Schreibens. Zu Unrecht, wie wir aus der angelsächsischen Wissenschaft lernen können: Kaum ein englischer oder amerikanischer Wissenschaftler wäre sich zu schade, ein „textbook“ in seinem eigenen Forschungsbereich zu verfassen, kaum ein Kollege wäre so unfair, ein solches „textbook“ in einer Rezension der mangelnden Wissenschaftlichkeit zu zeihen. Hier wäre eine der großen Aufgaben des Faches für die nähere Zukunft.

Und schließlich sei ein weiterer Aspekt musikwissenschaftlicher Lehre erwähnt, der in den letzten Jahren langsam, aber stetig ins Bewusstsein rückt: In einer Zeit, in der Fünfzigjährige als zu alt für den Arbeitsprozess und als verbraucht gelten, in einer Zeit, in der die Lebenserwartung immer höher wird, kommt dem sogenannten Seniorenstudium immer größere Bedeutung zu. Davon aber sind traditionell am stärksten die Geisteswissenschaften betroffen, oder, positiv ausgedrückt: Davon profitieren am meisten die Geisteswissenschaften, und unter ihnen besonders Kunstgeschichte und Musikwissenschaft. Viele von uns werden eine steigende Zahl grauhaariger Gasthörer in ihren Vorlesungen zu verzeichnen haben. Man kann darüber die Nase rümpfen. Man kann dies aber auch als ein Pfund begreifen, mit dem zu wuchern sich lohnt.

Endlich sei noch angemerkt, dass, wenn es zu einer Umstrukturierung der Ausbildungsgänge und der damit verbundenen akademischen Abschlüsse kommt – und daran ist kaum mehr zu zweifeln, zumal der bisherige Magisterstudiengang von einigen Universitäten in vorausgehendem Gehorsam bereits abgeschafft wurde –, sicher auch über die Möglichkeiten, den Promotionsstudiengang neu zu ordnen und anzupassen, nachgedacht werden muss.

Die entscheidenden Veränderungen des Faches für die Zukunft gehen gegenwärtig von den hochschulpolitischen Rahmenbedingungen aus. Die Einführung des Juniorprofessors

klings auf den ersten Blick überzeugend. Dann aber erinnert man sich an die Zeiten, in denen es Assistenzprofessoren gab – durchaus den Juniorprofessuren vergleichbar –, aber man erinnert sich auch an deren klägliches Ende. Inzwischen ist um diese Juniorprofessuren eine heftige Diskussion entbrannt, in die auch die Frage der künftigen Behandlung der Habilitation eingebunden ist. Für den Nachwuchs in unserem Fach sehen wir hier große Probleme sich anhäufen, von denen im Übrigen auch jetzt schon Habilitierte betroffen sein werden, da die Universitäten künftig eher subventionierte Juniorprofessuren einrichten als andere Stellen zur Verfügung stellen werden. Man kann hier nur dem früheren Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft und jetzigen Präsidenten der Alexander von Humboldt-Stiftung, Wolfgang Frühwald, beipflichten, wenn er sagt: „Die Juniorprofessur [wirkt] wie ein Tunnel, dem man den Ausgang vermauert hat. Wer nach seinen sechs Jahren Juniorprofessur nicht von einer Universität auf eine Dauerstelle berufen worden ist, der darf nicht einmal mehr als Privatdozent lehren und forschen, sondern für den heißt es mit 36 oder 37 Jahren Karriereende. Er oder sie taugt dann nicht einmal mehr zum Taxifahrer.“ Die Frage des Juniorprofessors für sich allein wäre wahrscheinlich von den Universitäten in den Geisteswissenschaften noch von innen heraus zu lösen, würde nicht Effizienzwahn und Durchlauferhitzermentalität geisteswissenschaftliches Studium mit deutscher Gründlichkeit zur Farce verkommen lassen. Die Erkenntnis, dass Bestzeit und Effizienzüberlegungen keineswegs zwingend auch zu den besseren Ausbildungsergebnissen führen, hat sich leider nicht bis in die Politik herumgesprochen. Kunst und Kultur sind zwar Wirtschaftsfaktoren von Rang, aber keineswegs Phänomene, deren Qualität von Effizienzmechanismen gesteuert werden können. So berechtigt diese Forderungen für Fächer wie Jura und Betriebswirtschaft sein dürften, so unsinnig ist es, sie auf alle Disziplinen zu übertragen. Dies gilt übrigens nicht nur für die Juniorprofessuren, sondern auch für die Regelstudienzeiten, für das Zweit- und Aufbaustudium sowie für die Evaluation der Personalstrukturen in den Geisteswissenschaften.

In den Bereich der großen Leistungen der deutschen Musikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg gehören die großen Editionsprojekte sowie die monumentalen Quellenerhebungen im Rahmen der Projekte RISM, RILM, RIDIM und RIPM. Zu den Besonderheiten musikwissenschaftlicher Forschung in Deutschland zählen die Freien Forschungsinstitute neben der universitären Forschung. Beide Bereiche, universitäre Forschung und Freie Forschungsinstitute, ergänzen sich und stehen in enger Wechselbeziehung. Bei allen Problemen im Detail, die eine derartige Symbiose mit sich bringt, sollte man sich darüber im Klaren sein, dass nirgends auf der Welt ein so dichtes Netz freier Forschungsinstitute in unserem Fachgebiet existiert und dass nirgends auf so gesicherter Basis wie in Deutschland Langzeitprojekte ermöglicht wurden. Der Vorstand der Gesellschaft für Musikforschung ist weit davon entfernt, die Sorgen der Mitarbeiter der Freien Forschungsinstitute, die sich im Zusammenhang mit der Mittelkürzung der vergangenen Jahre abzeichnen, zu verharmlosen. Aber in der Auseinandersetzung mit diesen Problemen, die im Einzelfall gravierend sind, sollte nicht übersehen werden, dass es nicht um den Einzelfall, sondern um die Bedrohung eines ganzen Wissenschaftszweiges geht.

Mit der Entwicklung der Editionsphilologie hat die Musikwissenschaft nicht nur Maßstäbe gesetzt, sondern auch für die internationale Musikkultur Pionierarbeit geleistet, denn weltweit sind die im Rahmen der Gesamtausgaben erarbeiteten Noteneditionen die Basis

für die Interpretation geworden. Und mit der Quellenerschließung im Rahmen von RISM hat die Musikwissenschaft unsere Kenntnis von der europäischen Musikkultur und der in der Musik seit ihrer geschichtlichen Wirksamkeit stets auf Austausch über nationale Grenzen orientierten Musikpraxis bereichert. Und es ist nicht zu übersehen, dass die Musikwissenschaft in der internationalen Zusammenarbeit dieser Projekte auch einen entscheidenden Beitrag zum internationalen Wissenschaftsdialog nach dem Zweiten Weltkrieg geleistet hat, als in anderen Disziplinen dieser Dialog noch belastet war. Hieran konnte auch die administrative Ausgliederung der Gesamtausgaben aus den Universitäten nichts ändern. Dass in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung mit der Musik zur Zeit des Nationalsozialismus lange Zeit unterblieb, ist zweifellos die Kehrseite der Medaille.

Zunehmend wird an das Fach die Forderung herangetragen, dass es die Phänomene der musikalischen Massenkultur des Rock und Pop berücksichtigt. Wie ergiebig auch immer die genuin musikalischen Aspekte sein mögen, die Tatsache, dass unter musiksoziologischen Gesichtspunkten diese Defizite zu beklagen sind, lässt sich kaum von der Hand weisen. Es ist sicher nicht Aufgabe der Musikwissenschaft, sich Heinos Trivialkultur anzunehmen, die Frage allerdings, in welchem Verhältnis dieser Massenkonsum von Trivialdrogen zum aktiven Singen in der Gesellschaft auf der einen und zu einer Neuen Musik der immer kleineren Adressatenkreise steht, wäre durchaus der Untersuchung wert. Im Übrigen gehören zur Forschung nicht nur die Bereitstellung der Quellen, sondern auch das Nachdenken über Musik, das Darstellen und die Auseinandersetzung mit der Musik.

Schließlich möchten wir Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, dazu ermuntern, die Möglichkeiten universitärer Forschung, zum Beispiel mit Hilfe der DFG, der VW-Stiftung, der Thyssen-Stiftung und anderer Institutionen, möglichst umfassend auszuschöpfen und zu intensivieren, dies nicht zuletzt auch im Hinblick auf die hohe Bewertung von Drittmittelwerbungen im Alltag der Universitäten und, leider damit zusammenhängend, auf die Bewertung der Aktivitäten eines Institutes.

So möchte der Vorstand zum Schluss die Hoffnung und den Wunsch ausdrücken, dass Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, wir alle, in Lehre und Forschung agieren und nicht nur reagieren auf das, was sich mehr oder weniger qualifizierte Hochschulpolitiker gemeinsam mit der Politik ausdenken. Überlegungen zu den künftigen Lehrinhalten sind ebenso anzustellen wie eine Öffnung für „musikalische Zeitfragen“ vorzunehmen. Dazu gehört auch, sich verstärkt um die Außenwirkung der Musikwissenschaftlichen Institute zu kümmern. Die Präsenz in der Öffentlichkeit ist für den Erhalt eines musikwissenschaftlichen Instituts in heutiger Zeit unverzichtbar. Es besteht kein Grund, sich entmutigen zu lassen. Lassen Sie uns daher versuchen, unserem Fach Musikwissenschaft neue Strukturen und Inhalte zu geben, ohne dabei allerdings Notwendiges und Bewährtes einfach über Bord zu werfen, sondern im Gegenteil, dieses als Grundlage für die „Neuen Bahnen“ unseres Faches zu nutzen.

Die internationale Tagung und die Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung werden, so hoffen wir, eine gute Plattform für entsprechende Diskussionen und Gespräche bilden. In diesem Sinne möchte ich den Kongress und unsere Jahrestagung 2001 eröffnen und diesen einen guten Verlauf wünschen.